

Der wunderliche Berg Höchst [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 31

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645458>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 31 - 25. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

3. August 1935

Das heil'ge Korn. Von Jacob Hess.

Ihr Kinderchen, gebt acht,
Der Vater spricht:
Knickt mir des Kornes Pracht,
Die Aehren nicht!
Pflückt euch am Ackerrand
Den Klatschmohn rot,
Aber lasst Fuss und Hand
Vom künft'gen Brot.

Und schätzt es Narrenmund
Auch oft gering,
Ist's doch um's Ackerrund
Ein seltsam Ding.
Drum achtet Vaters Rat,
Scheut Gottes Zorn,
Und schändet nie die Saat,
Das heil'ge Korn.

Der wunderliche Berg Höchst. Roman von Alfred Huggenberger.

Copyright by E. Staackmann Verlag G. m. b. H., Leipzig. 9

Auf dem Wege nebenan spielen zwei Kinder von fünf und drei Jahren. Sie bauen ein Haus und einen Garten, indem sie kleine Steinchen zu Bieredeln aneinanderreihen. Zum Haus werden die größeren und schöneren Steine verwendet; es geht nicht ohne ein bißchen Zank und Gekreische ab, denn das kleine Eveli ist noch kein guter Baumeister, es pfuscht dem andern immer ins Handwerk und verdirbt ihm einen Teil der saubern Anlage.

Nun tritt die Mutter schlichtend herzu. „Sieh da, Bethli, eine Kartoffel mit zwei Beinen und einem Kopf! Ich mach' ihm zu Hause ein Wams und Höslein, dann hast du einen Kartoffelmann.“

„Aber der muß doch auch Augen haben und eine Nase“, ersorgt sich die Kleine. „Und wenn ich ihn einmal essen will, muß man ihm die Kleider abziehen können.“

„Ich will auch einen Mann haben“, läßt sich das Eveli weinerlich vernehmen, worauf die Mutter den Ausweg findet, es dürfe jedes der Kinder abwechselnd das Männlein einen Tag lang haben. Das paßt nun wieder dem Bethlein nicht; es wendet sich schmollend ab. „Am ersten Tag, wo das Männli mein ist, eh ich es auf, und die andere, weil sie noch klein ist, bekommt nur den Kopf.“

„Guten Appetit, ihr kleinen Menschenfresserlein!“ läßt sich jetzt eine lachende Stimme hören. Hannes Fryner ist ungelesen auf dem schmalen Rasenweg von der Bannhöhe herabgekommen, wo er mit andern Bauern den neuen Stall der Weidgenossenschaft Großenweiler besichtigt hat. Eine

auswärtige Viehzüchtervereinigung hat nämlich in den letzten Jahren sieben oder acht höher gelegene Bergheimen aufgekauft und durch deren Zusammenlegung eine große Sommerweide für Rinder angelegt, die bereits bis an die Markzäune vom Heiletsboden und Wehrtannen herabreicht.

„Du kommst sonst nicht immer zu früh heim“, sagt Frau Eva jetzt mit einer gelinden Boshaftigkeit im Ton; „aber heute wär es mir lieber gewesen, du hättest im Wirtshause auf der Bann ein Schöpplein mehr getrunken.“ Sie hält das Körbchen mit den Kartoffeln hoch. „Gelt, so schöne Erdäpfel haben wir um diese Zeit noch nie gehabt.“

„Ja, die springen gewiß schon hübsch auf beim Sieden“, anerkennt er bereitwillig, jedoch, wie ihr scheinen will, immerhin mit einer gewissen Abwesenheit. „Das Jahr läßt sich überhaupt gut an. Feste Heustöcke. Und auch das Ortshau haben wir fast ohne Regen eingebracht. Es wäre alles recht, wenn ...“

„Was, wenn?“

Hannes deutet abwehrend auf die Kinder. „Wir reden dann noch davon.“ Er hat das kleinere auf den Arm genommen, und sie gehen gemach heimzu. Hin und wieder wirft er einen scheuen Blick nach Ulrich Leus steiler Sommerweide hinauf, wo noch vor wenig Jahren der schöne Bergwald stand ...

Der Knecht Felix, der den wunderlichen Zunamen „Mehlhuu“ trägt, begehrt nach Feierabend noch für ein Stündchen Ausgang, wie er das vornehm nennt, denn er

ist in jungen Jahren einmal zwei Wochen als Ausläufer in der Stadt gewesen. „Ihr wißt ja schon, daß ich sonst ein richtiger Schlafapfel bin“, entschuldigt er sich eingehend. „Aber so in der Sommernacht, besonders wenn es recht dunkel ist, kommen mir beim Spazieren immer interessante Sachen in den Sinn.“

Der Mehlhau ist ein durchaus harmloser Geselle; besonders als Hirt und Viehwärter ist er von unbezahlbarer Verlässlichkeit und Geduld. Indes zu seinem Uebernamen ist er doch nicht auf ganz einwandfreie Art gekommen. Er hat als „junger Anfänger“, wie er sich auszudrücken pflegt, eines Sonntagnachts in schredhafter Verkleidung, das Gesicht mit Mehl bestäubt, einen Bergwanderer unterhalb Guldiswil mit Huurufen derart in Angst gejagt, daß der Aermste in Ohnmacht fiel. Zum Glück kamen dann ein paar handfeste Burschen des Weges, die dem schlechten Spaß ein Ende machten. Weil der Felix sonst als durchaus gutmütig bekannt war, kam er mit dem Spottnamen als mit einem blauen Auge davon.

„Mich wundert's doch, was der Felix jetzt in der Dunkelheit noch für Sprünge machen will“, meint Hans Fryner auf dem Feierabendbänklein neben der Haustüre, wo die jungen Eheleute in der guten Zeit gern am Abend ein halbes Stündchen beisammensitzen.

„Laß ihm doch die Freude!“ gibt Eva gelassen zurück. „Die Sterne wird er nicht zählen können. Ich möchte jetzt lieber endlich wissen, was du hast. Du bist ja gar nicht so heimgekommen, wie du fortgegangen bist.“

Hannes gibt nicht sogleich Bescheid. So in der Dunkelheit ist das Ausweichen schwer. Man kann schweigen, aber leere Worte sind übel angebracht, besonders zwischen zwei Menschen, die für gut und böß miteinander verbunden sind.

„Ich hab' es dir heute eigentlich noch verschweigen wollen“, läßt er sich endlich vernehmen. „Halt weil ich noch zu voll von der Sache bin. Du machst dir nur unnütze Sorgen und es kommt am Ende doch so, wie es kommen muß. Aber ich bin jetzt gleichwohl froh, daß ich etwas abladen darf. Ich habe dich ja in der langen Zeit erfahren dürfen, du hast in vielen Dingen mehr Rat als ein Mann. — Ich bin also auf der Bann wieder einmal mit dem Urech Leu zusammengeraten; nicht nur so leichtthin, es hat Feuer gegeben. Ich hatte ihm schon vorher, bei der Scheuer oben, ohne daß es jemand anders hörte, meine Meinung gesagt, unverblümt, wie es einmal heraus mußte. So einer sei ein Schlusi, ein Tropf, der ein Bergholz abschlage, und zur Viehweide mache, rein dem Nachbar zuleid.“

Hat er mir ganz dreckig zur Antwort gegeben: Du hättest den Brockenwald ja von mir haben können. Du hast ihn nicht gewollt. Hätt' ich warten sollen, bis das Gesetzlein kommt, das uns das Holzschlagen verbietet? Wald hab' ich genug, aber eine Hochweide hab' ich ja noch brauchen können.

Darauf bin ich ihm aber unters Gesicht gestanden und habe ihm klaren Wein eingeschenkt. Schämt Euch nur heute noch in den Boden hinein, mir damals den Kuhhandel angetragen zu haben. Ihr habt gewußt, wie es mit der Ros stand, ich habe es nicht gewußt. Erst durch den Kehrl selber ist es nachher an den Tag gekommen.

Für dich wär die Ros immer noch gut genug gewesen, hat er mir darauf ganz von oben herab angeworfen. Du hast von deiner Fehigen wohl auch nichts Schriftliches gehabt in diesen Sachen. Wer weiß, warum sie im Lande unten verlaufen ist?

Jetzt hab ich ihm halt eins auf die Fresse gehauen. Ich weiß, ich hätte es nicht tun sollen, denn er wird älter. Aber ich bin es dir schuldig gewesen und meinen toten Eltern.

Für einmal hatte er jetzt genug. Am Wirtstisch auf der Bann jedoch setzte er sich ausgerechnet mir gegenüber. Er fühlte sich da hinter der Wand, denn viele Bauern, die ihn vordem nur als ihresgleichen angesehen, lecken ihm jetzt schier den Speichel von den Lippen, seitdem er am Frauenberg die drei Einödheime gekauft und sich mit dem Holz, das die einschichtigen Männlein dummerweis nicht zu schätzen wußten, obschon es teilweise hart an die neue Bergstraße gerückt war, einen Haufen Geld ergattert hat.

Er tat, als ob nichts gewesen wäre. Er stieß sogar auf Gesundheit mit mir an. Ich trank aus und wollte gehen — er ließ mir noch eine Halbe kommen. Weißt, an einen Nachbar reut's mich nicht. Ich bin schon mit deinem Vater gut ausgekommen — noch besser als mit dir.

In den letzten Worten lag bereits ein Giftlein. Mit guter Art konnte ich mich jetzt nicht wegtun, obgleich es ja das Gescheiteste gewesen wäre.

Und jetzt ging es gemacht ins dicke Tuch hinein. Er warf mir vor, daß ich mein Knechtlein, den Mehlhau, aussauge, der an einem andern Ort das Doppelte an Lohn bekäme. Er hänselte mich wegen meinem Frauengut, das ich nicht zur Steuer angemeldet hätte. Alles, was er Ungereimtes vorbrachte, fand den Beifall des Königleins und einiger anderer Bärtobelbauern, denen er, wie man ja wohl weiß, schon lang mit seinem Sündengeld geholfen und sie an sich gebunden hat. Königlis Karli, der Nichtsmuß, saß zu unterst am Tisch, er verzog sein Maul immer am weitesten, wenn es etwas zu lachen gab.

Ich hätte nicht geglaubt, daß ich imstand wäre, so lange gelassen dazusitzen. Nur den Wein, den der Wehr Tanner für mich bestellt hatte, schob ich weg und ließ eine andere Flasche kommen.

Nach einer Weile streckte er mir seine aufgedunsene Hand, der man vom Werken nichts mehr ansieht, über den Tisch hin. Du, Hannes, weißt du was: ich kaufe dir dein Gewerblein ab. Nach seiner Gelegenheit paßt es jetzt doch am besten zur Großenweiler Rinderweide. Ich zahle es dir gleich bar aus, da auf den Tisch leg' ich den Bollen hin. So einen Sparpfennig habe ich wohl noch im Sackbüchlein drin. Ich brauch' keine Quittung, die Männer da sind mir gut genug. Und wenn ich um einen Tausender zu hoch gehe — mein Bub Otto wird darum doch noch einmal den halben Berg Höchst kaufen können. Es ist mir nur darum zu tun, daß du nicht mehr Angst zu haben brauchst, der Schnee ab meinem Brockenrain könnte dir eines schönen Morgens, wenn's regnet, dein Haus und deine Brut zudecken mit samt dem Schwindelbrunnen nebenan.

Du wirst dich wundern, Eva, wenn ich dir sage, daß

mir Urech's Geschwätz umsoneniger zu Herzen ging, je unverschämter und giftiger die Pappellei wurde. Ich habe weiß Gott lächeln können dazu. Jetzt erst habe ich es bereut, ihn vorher angerührt zu haben; er war wirklich nicht die Mühe wert. Ich bezahlte dann und stand auf. Vor dem Weggehen sagte ich ihm in aller Gelassenheit: Urech — mein Heimen ist mir viel zu lieb, als daß ich es um Euer Judasgeld hergeben würde. An eurem Geld klebt etwas, das der Teufel nicht mehr weg-



Der Landmann. Gemälde von Ernst Paul Heermann.

wischen kann. Die Ihr mit Eurer Gier um Dach und Boden gebracht habt, die werden noch manches Mal im Traume mit Euch reden.“

„Komm, wir gehen hinein“, sagt Eva nach einer sehr stillen Weile, indem sie aufsteht. „Ich fürchte mich vor nichts. Wenn wir zwei zusammenhalten, wird immer alles recht sein, wir können auch mit dem Unguten fertig werden.“ Sie führt ihn an der Hand in die Stube hinein und von da in die Nebenkammer hinüber, wo auf dem Tischlein noch ein kleines Licht brennt. Die Kinder schlafen in ihrem Bettchen, die Lodenköpfe eng aneinandergeschmiegt. Eveli hält noch den Kartoffelmann im Arme. Während die Eltern am Lager der Kleinen stehen, legt Hannes fast unbewußt den Arm um Evas Hals. Er fühlt, daß ihm Tränen auf die Hand fallen.

Der Mehlhuu.

Am Morgen darauf ist kein Knecht Felix vorhanden. Bei näherem Zusehen findet man ihn hinterm Hause liegend, aber in erbarmungswürdigem Zustande. Sein Gesicht ist geschwollen, die Augen blau unterlaufen. Fürs erste ist weiter nichts aus ihm herauszubringen, als die beruhigende Versicherung: „Es pußt mich nicht, ich habe mich am Brunnen gewaschen.“

Auch nachdem man ihn zu Bette gebracht hat, bleibt er verstockt, er sagt nur: „Ich bin selber schuld. Es braucht aber weiter nichts, als daß ihr mich eine Woche liegen laßt, das andere macht dann meine Natur.“

Hannes Fryner hat das Vieh von der Nachtweide eingetan; nun setzt er sich wieder neben das Lager des Knechts hin und nimmt ihn richtig ins Gebet.

„Es geht jetzt nicht mehr anders, Ihr müßt sagen, was mit Euch gegangen ist. Denn daß Ihr irgendwo erfallen seid, das gebt Ihr mir nicht an.“

„Ich — und erfallen?“ Der Felix ist richtig entrüstet. „Ich könnte drei Tage und drei Nächte hindurch mit verbundenen Augen am Berg herumvagieren, ohne auch nur um eine Nagelbreite vom Pfad abzukommen. Wenn ich

einmal erfalle, dann wird man mich nachher nicht zu Bette tun müssen. — Nein, ich sage Euch jetzt nur das, wenn doch etwas geschwächt sein muß: So gut ist es mir in meinem Leben noch nicht manches Mal ergangen, und ich bin doch morgen einundfünfzig. Aber fragen dürft Ihr mich jetzt nicht mehr, sonst zieh' ich von hier aus, grad so wie ich bin, hinken oder nicht hinken. Ich habe mich am Brunnen gewaschen, das genügt. Habt nur vier Tage Geduld mit mir, ich hole nachher alles wieder ein, was ich am Schaffen versäumt habe. Und wenn etwa der Röbi von der Hirzenegg die paar Tage für mich einstehen sollte, dann legt es ihm ja recht ans Herz, daß er dem Gurt und dem Weißkopf keine Grobheiten macht, weil denen das Hagbrechen angeboren ist. Sie tun es ganz gewiß nur aus langer Zeit und eben weil sie nicht anders können. Ein Mensch sollte ja gescheiter sein, als ein Vieh, und doch hat jeder auch seine Grillen.“

Nach dem Mittagessen gibt Urech Leus Hüterbube auf Heiletsboden einen offenen Zettel ab, auf dem folgende Bleistiftnotiz zu lesen ist:

„Wenn du dein Mehlhuu-Knechtlein noch einmal dazu anstellst, daß er bei Nacht und Nebel um mein Haus herumlungern und von den Bäumen herab in meine Stube hineinspionieren muß, geht's nicht mit Brügel'n ab, ich gehe dann vor die richtige Schmiede. Er kommt dann vielleicht dahin, wo er schon früher hingehört hätte, und jemand anders dazu. Zeugen habe ich. Punktum.“

Da sich der Felix den ganzen Nachmittag eines gesunden Schlafes erfreut oder sich wenigstens so zu stellen weiß, kann ihm Hannes die sonderbare Epistel erst am Abend vorweisen. Der Sünder sucht im Anfang Ausflüchte zu machen, er will auf einer ganz andern Seite gewesen sein; doch kommt er bald selber zur Einsicht, daß er zum Leugnen keine Anlagen hat. „Ich will es jetzt sagen, wie es ist: ich habe nur den einzigen Fehler gemacht, daß ich eine Minute zu lang auf dem Baum geblieben bin“, bekennt er weinerlich. Und wenn nicht zufällig ein Zweig ge-



Roggenernte im Val d'Hérens. Auch während der Feldarbeit trägt die Evolenerin ihre schmucke Tracht.

knack hätte, so wäre es weder dem Leu, noch Königlis Karli eingefallen, mit einem Bündholz in die Weste hinaufzuleuchten, als die in ihren Halbräuschen von der Bann herabkamen. Die haben aber anders über Euch losgezogen! Wenn ich nur die Hälfte davon ausbringen wollte, so gäbe es einen Prozeß.“

„Ich will von dem nichts wissen!“ entgegnet Hannes Fryner barsch. „Ich will wissen, was Ihr bei nachtschlafender Zeit da drüben zu suchen habt. Das kann Euch doch wohl keine Neuigkeit sein, daß wir das Wasser schon lange nicht mehr am gleichen Brunnen holen, der Leu und ich.“

Der Knecht krümmt sich vor Verzweiflung. „Ich sage Euch alles — ich sage Euch die ganze Wahrheit!“ würgt er unter Krämpfen heraus. „Aber lieber erst morgen. Ich sterbe, wenn ich es heute sagen muß.“

Hannes hat Bedauern mit dem armen Teufel. „Also — gut. So eilig hab' ich es ja nicht. Aber studiert nur nicht etwa in der Nacht einen Lug aus! Mit einer erschwindelten Sache kommt Ihr bei mir nicht an.“

„Wenn ich Euch anlüge, so könnt Ihr mich ungespitzt in den Boden hineinschlagen.“ Damit ist das Verhör einstweilen wieder zu Ende.

In der Nacht glaubt Fryner ein Geräusch auf der Kammerstiege zu vernehmen. Er zieht sich flüchtig an und geht mit Licht in den Hausgang hinaus. Da steht richtig der Mehlhau vor ihm, sonntäglich angezogen, aber barfuß, in der einen Hand die Schuhe, in der andern ein Bündel.

„Ich habe aussziehen wollen“, gesteht er zitternd und schlotternd. „Weil ich es halt nicht sagen kann. Den Lohn für den letzten Monat will ich nicht.“

Der Bauer legt ihm begütigend die Hand auf die Schulter. „Felix — nehmt Verstand an! In dieser Verfassung lass' ich Euch nicht aus dem Hause. Ich müßte mich ja schämen. Neun Jahre lang haben wir uns jetzt zusammen vertragen und sind recht gefahren miteinander.“

Dem Knecht stehen die Tränen in den Augen. „Ja — ich wär' allweg doch nicht weit gekommen. Da im rechten Bein hat's mich halt immer noch. Ich bin etwas dumm aufgefallen, als mich der Karli mit dem Hacken vom Baum heruntergerissen hat. Aber morgen oder übermorgen bring' ich es gewiß wieder auf die Weid hinauf, Ihr müßt den Röbi nicht anstellen, er ist ein Unflat mit dem Vieh. Und mich kennen jetzt alle.“
(Fortsetzung folgt.)

Ein Sommertag.

Wie eine Blume aus ihren dunklen Kelchblättern, so blüht der Morgen aus der Nacht auf. Die Berge, die äußersten Ränder seines Blütenfeldes, erglühen rot und grünen lichtfroh des Himmels erwachendes Blau. Und die Sonne fingert liebevoll an der Morgenblüte herum und läßt warme Goldströme fließen und die weichenden Schatten ertrinken darin. Ihre Strahlen streicheln die Halme und Blätter und drängen sich in stille Wälder. Aber wie

die Flüsse, die von den Bergen niederrauschen, in ihrem Laufe älter werden, so fließen auch die Stunden über den sonnenjubelnden Morgen weg, und der Tag wächst und altert. Und schon umgildet eine ernstere Sonne die reisenden Kornfelder, darin der rote Mohn glutet und die Kornblumen ihre treublauen Kronen tragen. Der Wind umschmeichelt lind die süßduftenden Blumen, Rosen und Rejeden jubeln in Wohlgeruch. Der Tag sitzt unter der großen Linde und schaut still auf das mittagsvolle Dorf. Und die Stunden gehen, gehen immer und ohne Halt über alles weg; die Trauer duckt sich unter ihrem Gleiten und ersehnt die Nacht, in der sie groß zu werden hofft, und die Freude, wenn sie stark genug ist, züngelt immer wieder auf und macht froh.

Der müde Nachmittag kommt eintönigen Schrittes über die staubige Landstraße daher. Wenn er sich über die lässig duftenden Blumen beugt, so schauen sie ihn traumbefangen an und fragen: „Bringst du den Abend und seine Kühle?“ Und er lächelt ernst: „Den Abend, wohl, und die Nacht. Und nachher wird ein neuer Morgen aufstehn und ihr werdet euch freuen. Aber auch den morgigen Abend und seine Kühle werdet ihr wieder ersehnen, morgen und übermorgen ...“

Und der Nachmittag geht weiter und denkt an die Menschen, und wie auch sie, fast alle, dem Morgen zujubeln und den Abend ersehnen.

Der Abend, der hinter ihm herging, überholt ihn und nimmt ihn bei der Hand und sie wandern beide der Nacht zu. Aber in allem Gehen streuen sie noch Abendgold um sich, und wie stille Märchen liegen die Sonnenstreifen im Wald. Und immer weiter schreiten sie, die Berge hinauf, und schauen vom obersten Gipfel erwartungsvoll nach Osten, wo die Nacht schon blauviolett aufsteigt und den ersten Stern anzündet. Aus den Tälern kommen stille Schatten und pilgern ihr entgegen. Und sie, die tiefe, reine Nacht umfakt von neuem die müden Lande und drückt sich im Wandern das sternfunkelnde Diadem tief in die Stirne.
Margrit Volmar.

Walliser Frauen.

So oft man sie schon an der Arbeit gesehen hat, sei es beim Mähen oder Heueintragen, beim Wässern der Wiesen, im Haushalt, am Webstuhl, immer wieder muß man